

KULTUR

Er hatte Merkels Hände im Fokus und die des Dalai Lama: Der Fotograf Walter Schels wird 90. Sein Hamburger Atelier ist voller ungehobener Schätze.

Lutz Wendler

Porträt-Anfragen aller Art hatte der Hamburger Fotograf Walter Schels seit Jahren abgelehnt. Umso überraschender, dass er sich in seinem Spätwerk wieder auf ein Langzeit-Projekt einließ, zumal eines, das ihm zunächst fremd war, nämlich den Weg junger transsexueller Menschen zu begleiten. Vor mehr als zwölf Jahren begann Schels, Jugendliche zu porträtieren, die sich in psychologische und medizinische Behandlung begeben hatten, um ihren Körper dem als richtig empfundenen Geschlecht anzugleichen.

„Wir wollten Normalität zeigen, nicht Buntheit, nicht nackte Haut, sondern das Gegenüber“, sagt Schels. „Ich bewundere diese jungen Menschen, weil sie konsequent ihren Weg gegangen sind und bereit waren, sich zu offenbaren, was viel Mut erfordert. Es war uns wichtig, ihren Schmerz nachzuempfinden.“

Das Projekt war für Schels eine neue Erfahrung in hohem Alter. Es sagt viel aus über die Persönlichkeit des Fotografen: über seine Vertrauen schaffende Arbeitsweise, seine Offenheit gegenüber Neuem, sein Interesse am Gegenüber, am offenen Geheimnis, das im fremden Gesicht verborgen und zu entdecken ist. Der Kollege FC Gundlach hat 2002 in einer Rede prägnant formuliert, was die Kunst von Schels ausmacht: „(Sein) Blick ist kein distanzierter, kein emotionsloser, kein rein analytischer, sondern bleibt im höchsten Maße eindringlich, einfühlend und wahrt trotz aller Nahsichtigkeit gegenüber dem Porträtierten stets respektvolle Diskretion.“ Er selbst sagt: „In der Porträtfotografie zeigt jeder Fotograf sein Gesicht – es ist auch ein Spiegelbild.“

Am 7. März wird Walter Schels 90 Jahre alt. Gewürdigt wurde er in den vergangenen Jahren in zahlreichen Ausstellungen, unter anderem in München, Darmstadt, Frankfurt und vom 10. Juni bis zum 2. September 2026 im Museum C/O in Berlin – in Hamburg zuletzt 2019. Das Kolumba Muse-

um Köln kaufte kürzlich seine Porträt-Serie des Circus Roncalli, in dem er 1979 monatelang Teil des Ganzen war und vom Direktor Bernhard Paul bis zum Stallbur-schen alle Beteiligten fotografierte. Das Atelier von Schels in einem Eimsbütteler Hinterhof ist voll von solch ungehobenen Schätzen, von noch nie oder selten öffentlich gezeigten Arbeiten, von weniger bekannten und nicht abgeschlossenen Projekten – und es ist ein Raum, in dem Leben und Arbeit untrennbar durchdrungen erscheinen.

Walter Schels in New York: „Ich wollte endlich losgaloppieren“

Seit 1990 lebt und arbeitet Schels in Hamburg. Davor hat der Autodidakt eine lange Reise zurückgelegt. Aufgewachsen in beengten Verhältnissen in Landshut musste er seinen ganz eigenen Weg finden. Eine Ausbildung als Schaus-fensterdekorateur wurde sein Ausgang in die weite Welt. Er nahm Jobs an als Dekorateur in Barcelona, Genf, Kanada, nutzte Ersparnisse, um Amerika zu bereisen, und lebte learning by doing seine Leidenschaft, die Fotografie, die schon früh mit der ersten Leica begonnen hatte.

Schels wagte als ambitionierter Amateur, der ein Profi werden wollte, in den 60er-Jahren einen Neustart in New York, dem Mekka der Fotografie. Er perfektionierte dort sein Handwerkszeug. Irving Penn, dem er sich vorstellte, wollte ihn wegen der Qualität seiner Prints als Laborant einstellen. Schels lehnte ab, er hatte gehofft, als Assistent im Studio vom Meister lernen zu können. „Ich wollte endlich losgaloppieren“, sagt er.

Seine Lehr- und Wanderjahre in den USA öffneten ihm viele Türen, als er 1970 nach Deutschland zurückkehrte. Von München aus arbeitete er für Magazine wie „Elle“, „Annabelle“ und „Playboy“, fotografierte Werbe-Kampagnen von PanAm und Lufthansa. Beim Fotografieren von Babys kurz nach ihrer Geburt für die Zeitschrift „Eltern“ entdeckte er deren Einzigartigkeit, die Individualität von Gesichtern und Wahrhaftigkeit im

Berühmter Hamburger Fotograf: „Porträtfotografie habe ich bei Babys gelernt“



Eines der berühmtesten Fotos von Walter Schels: Angela Merkel zeigt ihre Hände, 2005.



Tiere nahm Walter Schels immer wieder ins Visier.



Für die Zeitschrift „Eltern“ fotografierte Walter Schels Babys kurz nach der Geburt.

Walter Schels (4)



„Wir haben eine vollkommene geistige Verbindung.“: Fotograf Walter Schels und seine Frau, die Autorin Beate Lakotta.

Lutz Wendler

Ausdruck. „Porträts zu fotografieren habe ich bei Babys gelernt“, sagt Schels. Und er bringt die Menschwerdung in eine fotografische Metapher: „Die Geburt ist wie die Belichtung eines Films, es ist vieles, was bleibt, bereits vorhanden. Alles Weitere kommt durch die Entwicklung.“

Entdeckt hat er damals auch die Einzigartigkeit von Handlinien: „Egal, ob es ein Baby drei Minuten nach der Geburt ist oder der 96 Jahre alte Luis Trenker – Grund-, Lebens- und Kopflinie sind gleichermaßen ausgeprägt.“ Schels beschäftigte sich intensiv mit dem Lesen von Handlinien und bat Porträtierte wie den Dalai Lama, Andy Warhol, Joseph Beuys, Angela Merkel oder den Geiger Yehudi Menuhin, auch deren Hände fotografieren zu dürfen. Für die Zustimmung brauchte es wie etwa bei Helmut Schmidt gelegentlich Überzeugungsarbeit. Das Ergebnis wiederum lenkte den Blick der Betrachter auf die Besonderheiten von Händen und ihre charakteristischen Zeichnungen.

Als kommerziell erfolgreicher Fotograf habe er unter dem Korsett der Erwartungshaltungen gelitten, erzählt Schels. Fortan hat er sich vorzugsweise und oft über Jahre mit dem beschäftigt, was er für wesentlich hielt, weil es tiefere Erkenntnis versprach. In neutralen Anordnungen entstanden so psychologisch eindringliche Porträts ohne Pose. „Ziel ist die Selbstvergessenheit“, sagt Schels. Er zeigte prominente und unbekannte Menschen sowie Tiere. Und fotografierte Strafgefangene unter dem



Alltagsfotografie: „Beim Fri-seur“ (1974) von Walter Schels.

Arbeitstitel „Schuld“ und Menschen im Hospiz, vor und nach ihrem Tod. All das war nur möglich, weil die Porträtierten dem Porträtisten vertrauten.

Essenziell für diese Fotoserien ist die symbiotische Zusammenarbeit von Schels mit seiner Ehefrau, der Autorin Beate Lakotta, die Projekte organisiert, Interviews mit den Beteiligten führt, präzise und einfühlsame Texte dazu schreibt. Für Walter Schels ist die Verbindung mit seiner Partnerin ein kreativer Glücksfall, weil hier Chaos und Struktur zusammenfinden und einander ergänzen: „Wir haben eine vollkommene geistige Verbindung.“

Lakotta ist es auch, die das reiche Werk digitalisiert und den Überblick über das Unüberschaubare zu wahren versucht. Walter Schels sorgt währenddessen für immer neue Ideen, die er verfolgen muss: „Mein Problem ist, dass ich stets mehrere Interessen gleichzeitig verfolge. Aber ich brauche die Karotte vor mir, damit der Wagen gezogen wird.“

Zurzeit verfolgt Walter Schels ein Projekt der Vergänglichkeit. „Ich bin ein Abfallsammler. Alles ist willkommen, nichts kann ich wegschmeißen.“ So nutzt er abgelaufene Baryt-Fotopapiere, inzwischen eher grau als weiß, legt Blätter von der Straße als einzigartige Fundstücke darauf und belichtet – „das hat nichts Mechanisches, braucht keine Kamera und kein Objektiv“, sagt er. Laub wird so zu künstlerischem Humus, aus Nature morte entstehen Fotogramme wie in der Frühzeit der Fotografie. Der Fotograf, der das Leben von der Geburt bis zum Tod erforscht hat, ist über das Ende wieder zu den Anfängen gelangt

Aktuelle Publikation: Beate Lakotta/Walter Schels, „trans* – „Don't Judge My Journey“, Gabriel 2025, 208 Seiten, 18 Euro